

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 202.

Donnerstag, 27. Juli

1933.

## Als Ines aus Leningrad kam

Roman von Maria Renée Daumas

7. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ines und Webner waren allein miteinander. Vor den Leuten als Ehepaar geltend, wußten sie doch beide, daß alles eine Farce war, daß sie sich, sowie sie deutschen Boden betraten, wie zwei völlig Fremde gegenüberstehen würden.

Die ganze Sache war ja eigentlich nur ein harmloses Abenteuer, dazu bestimmt, Ines glücklich aus Rußland herauszubringen, und die Hauptsache war, die ungültige Eheschließung wurde nicht bekannt, bevor sie auf deutschem Boden standen.

Webner bot dem Mädchen den Arm.

„Kommen Sie“, sagte er leise. „Es braucht niemand zu hören, was wir miteinander sprechen. Ein Teil der Leute hier sind Russen, sie könnten Verdacht schöpfen, wenn wir über unsere Angelegenheiten sprechen. In Rußland wimmelt es von Spionen.“

Sie lächelte bereitwillig, ein bißchen starr; denn ihre Gedanken weilten bei Katja; sie legte ihren Arm in den seinen und ließ sich an einen geschützten Platz führen, wo er zwei Sessel heranzog.

„Nun möchte ich Sie vor allem bitten, daß wir „Du“ zueinander sagen: denn auch den Deutschen hier auf dem Schiffe würde es auffallen, wenn ein Ehepaar, als das wir nun doch einmal gelten, eine so förmliche Anrede gebrauchen wollte. Wir müssen jedes Aufsehen zu vermeiden trachten, und jeden Grund, sich überhaupt mit uns zu beschäftigen.“

„Wenn Sie glauben, daß es besser so ist“, sagte sie gleichgültig, „so können wir auch „Du“ zueinander sagen. In Deutschland können wir ja dann wieder zum „Sie“ zurückkehren.“

Sie lächelte schwach und er bogte sich ein wenig.

„Wie du wünschst, Ines, — aber du scheinst nicht ebenso froh zu sein, hier aus Rußland herauszukommen, wie ich es bin?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, ich bin auch nicht froh; ich lasse hier viel zurück, was mir lieb ist. Und was mich erwartet, weiß ich nicht.“

Mit großen, verlorenen Augen blickte sie vor sich hin. Er sah sie an. Wie schön sie eigentlich war, wie schlüßlich und fein ihr Wesen. So mochten sich die Künstler der Renaissance ihre Madonnen vorgestellt haben.

Er verglich sie im Geiste unwillkürlich mit Marianne, deren Bild in Gegenwart dieses Mädchens immer ein wenig verblaßte, obgleich er über ihren letzten Brief glücklich gewesen war und es nun kaum erwarten zu können glaubte, wieder bei ihr zu sein. Er verglich die leichte, übersprudelnde Art der einen mit der vornehmen Ruhe und Gelassenheit der anderen.

Marianne war ein Weltkind, mit allen guten und schlechten Eigenschaften eines solchen. Diese hier schien ein Dornröschen zu sein, noch unerwacht, rätselhaft und doch auch von tosender Eigenart.

Vielleicht wäre es nicht uninteressant für einen Mann, dieses Dornröschen hier zum Leben zu erwecken. Er seufzte ein wenig; ihm würde diese Aufgabe nicht zuteil werden, sein Herz gehörte der blonden Marianne, die ihn liebte und die ihn, wie sie geschrieben hatte, voller Sehnsucht erwartete.

Trotzdem blieb ein kleines, unbehagliches Gefühl in ihm, wenn er sich vorstellte, daß einst ein anderer dieses Mädchen hier, das jetzt als seine Frau galt, sich zu eigen machen würde.

„Nun wird Mütterchen Katja schon zu Hause sein“, sagte Ines leise, wie aus tiefen Gedanken heraus.

Er schüttelte erstaunt den Kopf.

„Du redest immer nur von Frau Seleskoff, denkst du denn nie an deine eigene Mutter?“

Ines preßte die Lippen schmal zusammen, was sie plötzlich viel älter erscheinen ließ und ihrem Gesichtsausdruck etwas Herbes gab. Sie zuckte die Achseln.

„Meine Mutter ist mir fremd. Sie hat mich damals, als ich noch sehr klein war, bei Mütterchen Katja zurückgelassen. Vielleicht hätte eine Mutter bei ihrem Kinde bleiben oder dieses Kind mit sich nehmen sollen, statt es Fremden zu überlassen. So sind wir getrennt worden, und die Fremde ist mir Mutter geworden, die Mutter fremd.“

„Du urteilst hart“, sagte er und wunderte sich, wo sie bei der sanften Zurückhaltung ihres Wesens die Schärfe des Urteils hernahm.

Sie wandte sich ihm zu und sah ihn mit ihren großen, klaren Blicken fast verwundert an; ihm aber ging wieder jenes eigentümlich warme Gefühl durchs Herz, das er schon das erste Mal, da er mit ihr zusammengewesen war und sie ihn ansah, empfunden hatte.

Sie ihrerseits wunderte sich, warum sie auch jetzt wieder vor diesem Manne, der ihr doch stets fremd sein und bleiben mußte, Sachen aussprach, die sie bisher kaum zu denken gewagt hatte.

Sie wurde ein wenig rot.

„Ich kann nicht lügen“, sagte sie schlicht. „Ich emfinde das Verhalten meiner Mutter jedenfalls so.“

„Alexander Alexandrowitsch hat mir erzählt, daß deine Eltern keinen größeren Wunsch gekannt haben, als dich bei sich zu sehen, daß dein Vater keine Geldausgaben, keine Unannehmlichkeiten mit den Behörden gescheut habe, um es zu ermöglichen, dich zurückzugewinnen; daß das Leben deiner Mutter zerstört sei seit dem Tage, da sie endgültig von dir getrennt wurde“, sagte er tröstend.

Aber sie schüttelte abermals den Kopf.

„Meine Mutter hat noch zwei andere Kinder, und wenn sie das Andenken an mich dem Wohl dieser beiden anderen voransetzt, so haben auch diese beiden keine Mutter an ihr und fühlen sich unglücklich.“

Er erwiderte nichts; er sah wohl, dieses Mädchen hatte viel nachgedacht und war sich im Laufe der

schlimmen Jahre in Rußland über ihre Lage klar geworden. Ines Michahelles würde ihren Eltern ihre trostlose Jugend, zugebracht in den Wirren der russischen Revolution, kaum je verzeihen, und ihre Mutter würde schwerlich die Tochter in ihr finden, die sie wahrscheinlich zu finden hoffte.

„Seele der Menschen, wie gleichst du dem Wasser, —  
Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind —“  
Unwillkürlich mußte er der Worte Goethes gedenken. Diese Eltern würden ihres Kindes sicher nicht froh werden, auch wenn es bei Ihnen weilte, da das Mädchen seine Eltern nie wahrhaftig lieben können. Immer würde es heimatlos und entwurzelt bleiben; auch im Vaterhause.

Einem Impuls folgend, ergriff er plötzlich teilnehmend Ines' Hand und streichelte sie ganz sacht, wie um sie zu trösten, weil er mit einem Male ein tiefes Mitleid mit ihr empfand.

Sie wehrte ihm nicht. Sie wurde nur wieder ein wenig rot, denn sie fühlte sehr wohl die Teilnahme, die aus Webners Gedanken sprach, und sie tat ihr in dem Augenblicke tiefster Vereinsamung wohl und brachte ihr den Mann unwillkürlich näher.

Dann lenkte sie ab.

„Was werden Sie — was wirst du tun, wenn du nach Deutschland zurückgekehrt bist?“ fragte sie und lächelte ein wenig ob der ungewohnten Anekdote.

„Ich trete wieder bei den RUG.-Werken ein, von denen ich gekommen bin.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Alexander Alexandrowitsch sagte mir, du wolltest dich verheiraten?“

Mit einem scheuen Blick sah sie sich um, ob auch niemand sie gehört habe.

Nun hatte er mit einer Verlegenheit zu kämpfen; es war ihm plötzlich nicht leicht, zu dem Mädchen, das als seine Frau galt, von seiner Liebe zu einer anderen und seinen Hoffnungen, die dieser anderen galten, zu sprechen.

„Ja“, sagte er endlich und sah sie nicht an, „ich beabsichtige allerdings, demnächst zu heiraten.“

„Ist deine Braut schön?“ entfuhr es ihr plötzlich; gleich darauf erröthete sie tief und zürnte sich selbst wegen ihrer Taktlosigkeit.

„Nicht so schön wie du“, kam es ihm in den Sinn, zu sagen; aber er verschluckte die Worte und sagte kurz:

„Sie ist ein sehr hübsches Mädchen.“

„Deutsche Mädchen sollen oft sehr schön sein, lieblicher als die Russinnen“, erwiderte sie sinnend. „Ist deine Erwählte auch sehr gut?“

Ihm war plötzlich, als wisse er nicht, was er antworten sollte. War Marianne gut? Gut in dem Sinne, wie dieses Mädchen es meinte. Er wünschte, daß sie es wäre, aber er vermochte die Frage nicht glatt zu bejahen.

„Ich hoffe es, Ines“, sagte er ernst, und fast ohne es zu wollen, fügte er hinzu, „ich wünschte, sie wäre so gut wie du.“

„Warum hältst du mich für gut?“ fragte sie, und ein Lächeln huschte über ihr weißes Gesicht.

„Wenn man dich ansieht, weiß man, daß du gut bist, Ines.“ Er ließ die Augen nicht von ihr.

„Ich habe viele Fehler“, sagte sie leise, „aber ich bemühe mich, nichts Unrechtes zu tun und niemanden zu kränken. Mütterchen Katja hat mich von Kind an gelehrt, das sei der oberste Grundsatz aller Religion und aller Ethik.“

„Dein Mütterchen Katja ist eine kluge Frau, Ines“, sagte er ernst.

„Sie ist gut und treu“, nickte Ines. „Wir werden uns gewiß nie wiedersehen und werden doch eine im Andenken der anderen leben.“

Der Steward kam und bot Erfrischungen an; Alfred kaufte „seiner jungen Frau“ Limonade und Keks.

Sie nahm dankend an und sie aßen und tranken zusammen wie ein richtiges Ehepaar, und niemand, der

sie sah, mochte auf den Gedanken kommen, daß diese zwei schönen Menschen, die wie für einander bestimmt schienen, sich so fremd wie nur irgendmöglich gegenüberstanden.

Später nahm man dann auch an gemeinsamer Tafel das Abendessen ein, das, wie immer auf Schiffen, vorzüglich war, aber Ines aß nur wenig von all den guten Sachen, an die sie nicht gewöhnt war. Sie bangte sich nach Mütterchen Katja, auch störte die Nähe des Mannes ihren Gleichmut.

Sie zog sich dann zeitig zurück.

Alexander Alexandrowitsch hatte zwei Kabinen erster Klasse bestellt; sie reisten eben wie ein sehr vornehmes und nicht wie ein gut bürgerliches Ehepaar.

Stundenlang lag Ines wach mit unter dem Kopf gefalteten Händen und sann der Schicksalswende in ihrem Leben nach. Erst gegen Mitternacht schlief sie unter den leise schaukelnden Bewegungen des Schiffes ein.

Alfred Webner hatte sich am Abend mit einem Handkuss von seiner Gefährtin verabschiedet; es war das erstmal, daß seine Lippen sie berührt hatten, und er empfand dabei ein fast ehrfürchtiges Gefühl vor Ines' Schönheit, Reinheit und dem seltsamen Zauber ihres Wesens.

Er blieb noch einen Augenblick stehen und starrte die Tür der Kabine an, bis zu der er sie begleitet hatte und hinter der sie nun verschwunden war, und plötzlich kam ihm der Gedanke, wie es nun wäre, wenn er sie wirklich geheiratet hätte, wenn er statt dieser Scheinehe eine richtige Ehe mit ihr eingegangen wäre?

Als er aber jemanden kommen hörte, raffte er sich schnell zusammen, — nein, man sollte ihn nicht hier vor der Türe seiner Frau stehend finden, als habe sie ihn ausgesperrt.

Nachdenklich stieg er wieder die Treppe zum Deck empor, lehnte sich an die Reeling und starrte in Sinnen verloren vor sich hin auf das dunkle Wasser.

All seine Gedanken weilten immer noch bei der Frau, die er soeben verlassen hatte.

Das schien ihm keine Untreue gegen Marianne; die Gedanken, mit denen er seine künftige Braut umgab, waren ganz anderer Art, als die, die er Ines Michahelles widmete.

Weltlicher, — irdischer dachte er an die kleine Marianne, wie der Mann an die Geliebte seines Herzens denkt, während jene ihm wie etwas Hohes, Erhabenes, fast Unirdisches erschien.

Alle Güte, Seelenreinheit und Frömmigkeit schien ihm in diesem Mädchen verkörpert; glücklich, wem es vergönnt sein würde, in ihrer Nähe zu leben.

Auch er schlief in dieser Nacht erst spät ein, nachdem er noch stundenlang auf Deck geblieben war; ihm graute mit einem Male vor seiner einsamen Kabine.

Am nächsten Morgen kam Ines ziemlich spät zum Frühstück, — sie sah blaß aus und hatte rote Augen, denn gleich beim Erwachen hatte sie an Mütterchen Katja gedacht, was die nun wohl tat, wie sie leise hin- und hergehen mochte, um niemanden zu stören und das Frühstück für Seleskoff bereite, eine Suppe aus grobem Mehl, ein paar Stück dunklen Brotes; vielleicht gab sie ihm ein wenig Speck dazu, — und immer mochte sie jetzt an ihre Ines denken, die sie so allein gelassen hatte und die sich jetzt selbst so einsam und verlassen fühlte. Da hatte sie geweint, bitterlich geweint, hatte den Kopf auf das Kissen ihres Lagers gedrückt und geglaubt, vor Weh vergehen zu müssen.

Darum hatte sie jetzt rote Augen, als sie zu Alfred Webner kam, und er blickte sie besorgt und mitleidig an.

„Was fehlt dir, hast du nicht geschlafen?“ fragte er und behielt die Hand, die sie ihm entgegengestreckt hatte, etwas länger als nötig in der seinen.

Langsam schüttelte sie den Kopf.

„Nein, die fremde Umgebung hat mich wohl bedrückt, noch nie bin ich längere Zeit auf einem Schiff gefahren, solange ich denken kann.“

(Fortsetzung folgt.)

## Harzweg.

Dieses Waldwegs sonnenheißer Staub  
Hat auf meinem Jungenschuh gelegen,  
Zwanzigmal ward dürr seitdem das Laub  
Und stand zwanzigmal in Frühlingsregen.

Zwanzig Jahre klüger ward mein Herz,  
Zwanzig Jahre müder meine Schuhe,  
Wo ich damals stürmte bergwärts  
Rast' ich heut' in stiller sonnener Ruhe.

Kein Erinnern aus der Ferne blaut,  
Wiederkennt nicht Wald noch Weg mein Auge, —  
Nur der Duft von Staub und Heidekraut,  
Den ich suchend, sehnd in mich sauge . . . ?

Nein, auch ihr Erinnerungen stoht!  
Jener Knabe ist, wie die Begleiter,  
Wohl seit langen, langen Jahren tot. —  
Seltsam fremd mir selber geh' ich weiter.

Börries, Frhr. v. Münchhausen.

## Im „Platz“.

Ein kleines Sammelsurium harmloser Bosheiten.

Auf der Tribüne im treuherzigen Bauernstil musizieren die Dachauer, in weißen Hemdsärmeln und farbenfrohen Krawatten, kleine Köschchen am steifen Hut. Trommeln rasseln, Geigen juchzen und quietschen, die Bassgeige knurrt. Außerdem singt man sehr gefühlvoll und schmalzig: „In der Heimat ist es schön!“ und trägt dazu als Mastuliumum kurze Kniehosen und gestickte Hosenträger, als Femininum fransengeschmückte bunte Brusttücher und talerkirrende Nieder. Das Orchester trieft von weicher Schwermut. Die Sänger sind von ihrem Vortrag bis zu Tränen gerührt. Das Publikum starrt ergriffen in die Maßtrüge.

Stimmung!

Die Glühbirnen werfen Lichtreflexe gegen das braune Gebälk der Decke, sehen den Biergläsern glühende Kringel auf und blinken grell vor mir auf dem Brotkorb aus Aluminium, in dem einam eine blonde Semmel träumt. Ich zerteile mit verzweifelter Entschlossenheit einen Rehschlegel auf meinem Teller, überlege, ob ich die letzte Semmel auch noch essen soll, und stehe Tantalusqualen aus. Denn auf dem Podium bricht der Bestirter einer sonst ganz passablen Mütstimme das Herz über der Versicherung, daß es in der Heimat schön sei. Und dieses gebrochene Herz springt ihr in die Kehle und tollert in ihrer Stimme zum Steinerweichen. Ich sehe mich heimlich und hilfesuchend nach einer gleichgesinnten Seele um. Vergebens! Ich bin allein auf weiter Flur. Links von mir sitzt ein glückstrahlender, stark verwellter Bräutigam neben seiner drallen, jungen Braut, und befindet sich im Stadium wunschloster Himmelseligkeit. Rechts neben mir räfelt sich ein braver Spießer in gut sitzendem, blauen Cheviotanzug, Hornbrille und lorrett gezogenen Scheitel, und teilt seine entzückte Andacht zwischen den Vorgängen auf dem Podium und einem Camembert auf seinem Teller, dessen sanfte Düste meine Nasenhäute beleidigen.

Gott im Himmel! Noch ein Vers von der schönen Heimat! Mir ist, als müße ich mit einem Salto mortale aufs Podium springen, der Jungfrau mit der Mütstimme die Hand auf den Mund legen und ihr zuflüstern: „Halte die Luft an, Mädchen! Zuviel Gefühl wirkt immer lächerlich!“ Und wenn sie sich erschrocken umdrehte, müßte ich ihr traurig zunicken: „Glaub's mir! Wirkt immer lächerlich — auf jeder Tribüne des Lebens — — —“

Ich springe nicht auf das Podium, halte ihr nicht den Mund zu und flüstere nicht meine gutgemeinte Warnung. Denn ich bin feige und fürchte den Skandal. Ich sitze gut gestütet vor meinem Teller, und Rehschlegel und Heimatlied geht zu Ende, wie alles im Leben zu Ende geht und Episode wird. Erleichtert lehne ich in meinen Stuhl und betrachte das brave Publikum: Zufrieden lächelnde Matronen, die, erlöst von Haushaltskram, hier Ferienabend halten, Familienväter mit Schnauzbart, stattlichem Bierbauch und Virginia-stengel. Das niedliche kleine Mädchen an der Seite des sorgfältig gebürsteten Studenten, der heimlich und sorgenvoll seine Barschaft unter dem Tisch zählt, ob es noch zu einem dritten Glas Bier reicht — nach heftigem Seelenkampf sich entschließt, seiner Wirtin die fällige Miete schuldig zu bleiben, und jetzt noch nicht aufzubrechen, komme nachher, was da wolle. Denn die Kleine ist zu niedlich, und schließlich ist man doch nur einmal jung, nicht wahr? Und

für den Englischen Garten ist zu kalt, und eine sturmfreie Bude hat man auch nicht. Wohin also sonst?

Auf dem Podium singt ein Mastuliumum mit Kniehosen, gestickten Trägern und schönem Bass:

Wo sind des Waldes Lüfte wehn  
In hundertjährigen Bäumen — — —“

Der Spießer neben mir im blauen Cheviotanzug und Hornbrille fängt an, heftig Bleistifte zu spitzen, die mit verzweifelter Regelmäßigkeit immer wieder abbrechen. Links flüstert der welke Bräutigam: „Mein Rindchen! Mein süßes, liebes Rindchen!“ Und von der Tribüne herunter klingts in blondhaariger, blauäugiger Sentimentalität:

Da muß auch eine Schenke stehn  
Zum Zechen und zum Träumen — — —“

Ich schiele heimlich zu dem ungleichen Paar hinüber: Diese dralle, strohende, brutale Jugend neben dem faltenreichen Gesicht mit der großen Nase und den hängenden Schultern! Mädchen, wie hoch ist der Preis, um den du deine Jugend verkaufst? Mädchen! Mädchen! Schämst du dich nicht?

Gelbgebundene Heftchen werden verteilt. Die allgemeinen Liedgesänge steigen. Ich betrachte gerührt das welke, verliebte Gesicht und muß dabei an einen verwitterten Eichbaum denken, über dessen spärlichblühende Blätter glutrote Sonne fihert. Zu seiner Herzensseligkeit jubelt der Alte alle Lieder mit: „Wie ein stolzer Adler — — —“ und das Lied vom Lindenbaum, in dessen Schatten er manchen süßen Traum geträumt habe — und es sei bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, scheiden müsse — — — Dabei verschwindet seine Hand heimlich unter dem Tisch nach der Richtung, wo sich das dralle Knie der Braut befinden muß. Mir ist, als sollte ich aufstehen und ihm die weißen Backen klopfen: „Gott erhalte dir dein jaden-scheiniges Glück, du armer, lieber Esel!“

Und nun entdecke ich endlich die beiden Königsfinder, die nicht zusammen kommen können, weil das Wasser viel zu tief ist. Das heißt: an Stelle des großen Sees wird die Vereinigung verhindert durch eine verknöcherte, bissig aufpassende Mutter, durch eine Glaxe, so groß wie ein aufgehender Vollmond, durch die behäbige Säule in der Mitte des Saales und drei emsig wadelnde Kapottthüte.

Wann der erste Blic gewechselt wurde? Ich weiß es nicht. Ich fühle nur, daß heimliche, ungelöschte Sehnsüchte sich zwischen Glaxe, Säule und Kapottthüten ihren Weg bahnen, von ihm zu ihr, von ihr zu ihm. Er hat ein blau rasiertes, brutales Kinn, hochmütige Augen und in dem ganzen Gesicht einen Zug genüsslicher Herablassung wie ein Sultan, der sich gelangweilt in seidenen Kisseln räfelt, und, die Augen an dem farbenbunten Mosaitgewölbe seines Palastes, über geduckte Sklaventöpfe hinweg befiehlt: „Man bringe mir ein Weib!“ Dazu trägt er eine lederfarbene Tuchweste mit weißem Paspol, und tadellose Wäsche — das heißt — nicht der Sultan, sondern das eine der beiden Königsfinder.

Sie hat sehnsüchtige Augen, schwarzes Buschelhaar und einen süßen Mund. Sie trägt an schmalen Fesseln zierliche Lackschuhe und um den schmächtigen Körper ein champagnerfarbenes Seidenfächchen, das raffiniert dazu eingerichtet ist, ihren schönen Nacken zu präsentieren.

Was wird nun geschehen? Er wird nicht hinüber schwimmen und bei diesem wagehalsigen Streich jämmerlich erkaufen. Sondern sie wird mit ihrer bissigen Mutter das Lokal verlassen, nicht ohne noch einen beschwörend sehnsüchtigen Blic zu ihm hinzuworfen. Darauf wird er zahlen und ihr heimlich folgen. Und dann? Wird in der Zeitung unterm Vergnügungsanzeiger ein Inserat stehen: „Diejenige junge Dame im champagnerfarbenen Seidenkleid, die im Platz mit bewußtem Herrn Blicke wechselte, wird herzlich gebeten — — —“

Und was ist der Endeffekt dieses Theaters? Zwei Wege führen in diesem Fall nach Rom. Entweder verläßt er sie als Doktor Faustus des zwanzigsten Jahrhunderts — und das moderne Gretchen rauft sich die schwarzen Buschelhaare vor Schmerz: Das wäre entschieden ein Reinfall. Oder wird die Kleine vielleicht schlau und berechnend genug sein, ihn wie einen täppischen, gebändigten Tanzbar mit dem Ring durch die Nase zum Standesamt zu führen? — — — Ohott, ohott! Dann ist der Reinfall unter Umständen noch größer!!

Ich lächle in mich hinein und genieße meine schmerzlose Unbetheiligkeit wie eine Gnade des Himmels. Dabei verlöschen die Glühbirnen, und Reklamebilder jucken über die Leinwand. Das ist nun eine unbestreitbare Vergewaltigung des Publikums. Und besagtes Publikum schimpft über diese Vergewaltigung und starrt doch wie hypnotisiert auf die

Mitteilung, daß Damenstoffe bei Gottfried Kramer gut und billig zu haben sind, eine Seifenfabrik und die Goldschmelzmargarine sich in Erinnerung bringen, Sparherde mit 80 Prozent Kohlenersparnis angepriesen werden und Immobilienbüros ihre Leistungsfähigkeit versichern. Das alles lasse ich noch als Reklame gelten, auf die ab und zu reagiert wird. Aber Hand aufs Herz! Wer von den vielen hundert Menschen in dem dunklen Raum kann sich leisten, spornstreichs loszustürmen und eine Karosse oder ein Auto zu kaufen, bloß weil er die Anregung dazu von der zudenden Leitwand im Plahl bekommen hat?

Als musikalische Illustration meiner Gedanken steigt in diesem Augenblick das Lied: „Die letzte Hose, die muß ins Wandhaus — Rock und Weste sind schon drin —“

Wieviel verwandte Saiten werden da angeschlagen!! Welch ein geheimes Band umschlingt das dröhnend singende Publikum!! Ich denke an meinen chronischen Dalles und schlage mich wehmütig lächelnd seitwärts in die Büsche.

Else Sparwasser.

## Das Gewissen.

Von Jo Hanns Röster.

Wimmer hat eine Wurst gestohlen. Eine schöne, große, dicke Wurst von mindestens fünf Pfund. Wimmer trägt die Wurst begeistert nach Haus, legt sie zwischen das Doppelfenster und geht mit einer frohen Hoffnung auf das morgige üppige Frühstück schlafen.

Am nächsten Morgen ist die Wurst verschwunden. Glatt gestohlen.

Wimmer wütet. Verdächtigt diesen und jenen.

„Eine Gemeinheit! Mir meine gute Wurst zu stehlen! Euch werde ich es geben!“

Wimmer droht dem ganzen Hause mit einer Anzeige. Wimmer verlangt Hausdurchsuchung. Wimmer tobt und flucht. Wochenlang.

Aber endlich vergißt er das Ganze.

Ein Jahr später bekommt Wimmer eine gerichtliche Vorladung. „Sie werden ersucht“, steht darin, „kommenden Montag, 10 Uhr, auf dem Landgericht, Zimmer 22, zu erscheinen. Betrifft Diebstahl einer Wurst. Richterscheinen hat Vorführung zur Folge.“

Wimmer fällt das Herz in die Hosen. Wimmer hat eine Mordsangst vor der Polizei. „Hätte ich doch nur damals die Wurst nicht gellaut!“ klagt er, „jetzt haben sie es doch herausbekommen und ich tann im Rittchen verkümmern!“ Wimmer schläft drei Tage und drei Nächte nicht. Wimmer ist drei Tage und drei Nächte nicht. Vor Angst. Wimmer kann nicht gehen und nicht stehen. Wenn er steht, muß er gehen, und wenn er geht, muß er stehen. Wimmer fällt ganz vom Fleisch. Endlich kommt der Tag der Ladung.

Zitternd und zähneklappernd schiebt Wimmer los. Vor der Tür 22 des Landgerichts bleibt er stehen. Mit einem tiefen Seufzer beschließt er: „Sofort alles reuig bekennen. Das ist noch das Beste. Und alles wegen so einer lumpigen Wurst. Aberhaupt eine Gemeinheit, so etwas anzuzeigen! Bei dem Fleischer tausche ich nie wieder!“

Die Tür öffnet sich. Eine Stimme ruft: „In Sachen Wimmer!“

„Hier!“

Wimmer winselt es wehe und tritt ein.

Gebüdt schleicht Wimmer nach vorn. Schrecklich viel Menschen sind hier. Vor ihm drei, hinter ihm drei, links zwei und rechts zwei. Und keiner lächelt.

„Also wie war die Sache damals mit der Wurst?“ beginnt der Vorsitzende.

„Das war alles nicht so schlimm, Herr Richter.“

„Ob schlimm oder nicht schlimm, entscheidet das Gericht. Diebstahl bleibt Diebstahl! Sie hatten also eine große Wurst von mindestens fünf Pfund —“

„Aber nein! Nur eine ganz, ganz kleine Wurst! Kaum eine Wurst zu nennen! Ein Würstchen! Noch kleiner. Kaum zu sehen.“

„Das tut nichts zur Sache.“

„Doch, Herr Richter. Wollen Sie wegen so einer ganz kleinen Wurst einen lebenden Menschen ins Unglück stürzen?“

„Dazu ist es jetzt zu spät. Das hätten Sie sich früher überlegen müssen. Sie tragen ja selbst die Schuld.“

Wimmers Knie wurden immer weicher.

„Ich weiß es ja“, stöhnte er, „es tut mir auch leid!“

„Es tut Ihnen leid?“

„Sehr leid, Herr Richter. Ich gäbe was darum, wenn ich es ungeschehen machen könnte!“

Der Richter beugte sich zum Staatsanwalt und flüsterte etwas zu ihm. Dann wandte er sich wieder an Wimmer.

„Vielleicht können wir den Fall beilegen“, sagte er. „Sie nehmen also Ihre Anzeige zurück, die Sie seinerzeit dem Revierwachmann machten?“

„Meine Anzeige?“

„Sie haben doch der Polizei angezeigt, daß man Ihnen eine Wurst gestohlen hat.“

„Mir?“

Wimmer wird es wieder wohliger zu Mute. Er wächst in die Höhe.

„Ach so — darum handelt es sich?“

„Wußten Sie das nicht mehr?“

Wimmer fand sein erstes Lächeln seit drei Tagen.

„Doch, Natürlich. Gewiß. Das ist auch eine Gemeinheit, mir meine Wurst zu stehlen. Das muß bestraft werden, streng bestraft. Wo kämen wir denn da hin, wenn jeder Mensch eine Wurst klauen wollte? Noch dazu so eine große, dicke Wurst. Von mindestens zehn Pfund, wenn das reicht.“

„Aber sie sagten doch eben selbst, es wäre eine kleine Wurst gewesen?“

Wimmer schüttelte den Kopf.

„Das war eine ganz andere Wurst, Herr Richter. Die hat mit der Wurst hier nicht das Geringste zu tun.“

„Sie halten also Ihre Anzeige aufrecht?“

„Wo ich doch jetzt im Recht bin!“

„Deswegen soll also ein unbestrafter Mensch ins Gefängnis?“

Wimmer stand wie ein Held.

Das ist nur Gerechtigkeit. Recht ist Recht und Wurst ist Wurst. Das war vorhin nur eine vorübergehende Regung, eine dumme Gefühlsduselei. Ich bin bestohlen worden. Wenn Sie wüßten, was mich die Wurst gekostet hat! Und ich will hoffen, daß hier Männer sitzen, die das Eigentum des kleinen Mannes zu schützen wissen und daß der Verbrecher seine irdische Strafe erhält. Denn auf das Gewissen, meine Herren Richter, kann man sich heutzutage nicht verlassen. Das zwinkt nämlich nur, wenn man erwischt wird.“

## Wußten Sie das schon?

In der Nähe des Loreleifessens gibt es ein Echo, das 17mal antwortet. In der Nähe von Verdun zwischen zwei Türmen hat man ein 13faches Echo. In einem Bauwerk in Pavia antwortet ein Echo auf eine Frage 30mal mit der letzten Silbe. Im Altertum war das berühmteste Echo das am Grabmal der Metella in der römischen Campagna, das 15 aufeinanderfolgende Silben, nämlich einen ganzen Vers aus Virgils Aeneide achtmal wiederholte. In einem Seitenflügel des Schlosses Simonetta bei Mailand knallt ein Pistolenschuß 56mal.

In früheren Zeiten war das Goldwaschen aus dem Sand des Rheins zwischen Basel und Straßburg durchaus lohnend; die badische Regierung konnte daraus jährlich etwa 2000 Goldwünzen mit der Aufschrift „Ein Dukat aus Rheingold“ schlagen lassen. Der Gesamtwert des noch heute im Rhein liegenden Goldes wird von Geologen auf 140 Millionen Mark geschätzt. Auch andere deutsche Flüsse haben Gold geliefert. Der Goldgehalt des Meeres ist von Sherry Hunt im Jahre 1866 festgestellt worden; nach seiner Meinung enthalten die Weltmeere für 5000 Billionen Mark Gold. Zur Gewinnung von 1 Kilo Gold wären bis zu 30 Millionen Kilo Meerwasser nötig.

Der berühmte Orlowdiamant, der die Spitze des russischen Zepfers bildete, wurde 1794 für eine Leibrente von 4000 Rubeln und die Barsumme von 450 000 Rubeln nebst einem Adelsbrief von der Krone angekauft; vorher war dieser Diamant in einer Brahmastatue als Auge angebracht gewesen.

Pferdehaar wird in Temuco, einer Stadt in Chile, so hoch bezahlt, daß der Diebstahl von Pferdehaaren ein ganz übliches Verbrechen ist. Selbst die Polizeipferde sind vor den Dieben nicht sicher.

Der einsamste Polizeibeamte der Welt ist ein Kanadier, der 1500 Kilometer nördlich der Hudsonbucht stationiert ist. Es vergehen oft Wochen, ehe er einen Menschen zu Gesicht bekommt.

Wenn es in der Salzseestadt in Utah in Nordamerika schneit, läßt man die heißen Quellen, an denen der Erdboden hier reich ist, durch die schneebedeckten Straßen rinnen. Im Laufe einer halben Stunde sind auch die größten Schneemassen weggeschmolzen.